

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 8, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. H. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. E. J. Kästel, Milwaukee.

11. Jahrg. No. 4.

Milwaukee, Wis., den 15. October 1875.

Lauf. No. 277.

(Für das Gemeindeblatt.)

Wohl kann die Kirche Gottes sagen.

Psaln 129.

Met.: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Wohl kann die Kirche Gottes sagen:
Sie haben mich von Jugend auf
So oft gedrängt und geschlagen,
Sich wider mich gestellt zu Hauf;
Es war der Feinde List und Macht
Auf mein Verderben nur bedacht.

Und doch ist's ihnen nicht gelungen:
Trotz aller Wuth und Grausamkeit
Steh ich noch heute unbezungen
Nach dem so langen schweren Streit;
Und wenn ich scheinbar oft erlag
Sah ich den schönsten Siegestag.

Wie muht ich mich vor ihnen bücken
Und gleich den Pflüchern zogen sie
Die Furchen lang auf meinem Rücken
Und sparten weder Kraft noch Müh.
Sie schnitten tief ins Herz mir ein:
O welche Schmach und Angst und Pein!

Doch Wunder ließ der Herr mich schauen:
Er, der gerecht und ewig treu,
Hat ihre Seile durchgehauen
Und machte mich Befangne frei.
Er riß mich aus dem Trübsalsstand
Aus der Gottlosen wilber Hand.

Ach daß zu Schanden würden Alle,
Die Gottes heiliger Kirche feind!
Ach daß ihr stolzes Wesen falle,
Das Zions Licht und Recht verneint!
Ach daß sie müßten bald vergehn
Und wie das Gras auf Dächern stehn!

Nein! nein! sie bringen keine Garben
An jenem großen Erntetag,
Die Christi heiligen Leib verdarben
Und häuften seine Noth und Plag:
O Solchen bleibt der Segen fern,
Sie trifft der ewge Fluch des Herrn!

F. R. Wevermüller.

Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch. 1. Petri 5, 7.

Auch ein Christ hat Sorgen; er hat Anliegen von mancherlei Art. Er hat Sorgen für seine Seele, Sorgen für seinen Leib, Sorgen für sich und Sorgen für Andere; das hat er demnach mit

andern Menschen gemein. Darum heißt es: *Alle eure Sorge.* Wir sehen aber zugleich den Unterschied zwischen dem wahren Christen, der Sorge hat, und zwischen einem Heiden oder Namenchristen. Der letztere sorget selbst, behält seine Sorgen und schleppt sich damit, soviel er kann. Denn er kennt keinen Gott, der für ihn sorget. Der wahre Christ dagegen hat ja freilich auch seine Sorgen, aber er wirft sie weg, und wohin? *„Alle eure Sorge werfet auf ihn!“* Wenn man einen treuen Gehülfen hat, der unsre Bürde mit trägt, so wird sie uns erleichtert. Wenn man aber seine Last von sich ganz wegwerfen und auf fremde Schultern legen kann, so ist man selbst frei und fühlet sie nicht mehr. Das letztere kann der Christ. Er läßt seine Sorgen fahren und beschweret sein Herz damit nicht. Es kann ihm angst werden, wie andern Menschen auch. Aber wie macht er's da? Er macht's wie David Ps. 18, 7: Wenn mir angst ist, so rufe ich den Herrn an und schreie zu meinem Gott; so erhört er meine Stimme von seinem Tempel und mein Geschrei kommt vor ihn zu seinen Ohren. Der Christ wirft also seine Sorgen auf den Herrn. Weil er seinem Herrn alles in seine Hände gegeben hat, so nimmt er sich keines Dinges mehr an. Er weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Röm. 8, 28. Er behält daher in allen Umständen einen freudigen Muth, eine hoffnungsvolle Standhaftigkeit und eine selige Zufriedenheit des Geistes. — *„Er sorget für euch!“* dies ist das Wort, welches ihn von allen Sorgen befreit; dies pflanzt in ihm den Trieb, alle Sorgen von sich weg auf seinen Herrn zu werfen. Er sorget für mich, er hütet und wacht; es steht Alles in seiner Macht. Er ist auf mein Wohlsein und meine Seligkeit bedacht. Er denkt nur immer daran, wie er mich vor allem Uebel bewahren, oder doch von demselben erlösen und mir aushelfen möge zu seinem himmlischen Reiche. Das ist der Glaube des Christen, der ihn auch darum zu einem seligen Menschen macht, weil er ohne Sorgen in der Welt leben kann, der Glaube, der ihn dahin bringt, daß er mit Jacob sagen kann: *Ich habe alles genug.* 1. Mose 33, 11.

Was ist die Reformation?

Es ist jetzt die Zeit, wo die lutherische Kirche mit Lob und Dank gegen Gott, des herrlichen Werkes gedenkt, welches uns unter dem Namen der Reformation der Kirche durch Dr. Martin Luther bekannt ist. Darum wird es den lieben Lesern des Gemeindeblattes gewiß willkommen sein, wenn es in seinen Spalten auch etwas hierüber mittheilt; sonderlich wird es, so hoffen wir, den lieben lutherischen Christen angenehm sein, die aus Noth den Reformationspredigten ihrer Pastoren nicht bewohnen können, welches ja um so unangenehmer ist, weil man eine solche Predigt alljährlich nur einmal hören kann.

Reformation heißt zu deutsch etwa Wiederherstellung, nämlich der Kirche Jesu in ihre ursprüngliche Lauterkeit und Reinheit. Im Laufe der Jahrhunderte war nämlich viel Fremdartiges, Aberglaube, Mißbräuche und Verderbnisse in Lehre und Leben in die christliche Kirche eingedrungen. Von diesen hat Luther sie, so weit man der Wahrheit ein williges Herz entgegenbrachte, gründlich gereinigt, so daß sie wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit in Wort und Sakrament da stand. Die lautere Predigt des Wortes Gottes und die schriftgemäße Verwaltung der Sakramente sind ja die untrüglichen Kennzeichen der wahren Kirche, wodurch sie, die ja ihrem Wesen nach unsichtbar ist, offenbar wird, wie der Wind durchs Brausen. Damit nun aber niemand meine, wir wollten den Menschen Luther vergöttern, indem wir so Großes von ihm rühmen; denn die Kirche reformiren ist kein menschliches, sondern ein göttliches Werk, so wollen wir gleich von vorn herein erklären, daß wir freilich erkennen, daß **Gott** dies herrliche Wunder vollbracht hat; aber er hat es durch seinen Knecht Martin Luther gethan, den er sich selbst dazu auserwählt und mit herrlichen Gaben ausgerüstet hatte. Darum Gott allein die Ehre! An Luther rühmen wir nur, was Gott aus Gnaden an ihm und durch ihn gethan hat.

Wenn wir sagen, Gott habe durch Luther seine Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit und Schöne wieder hergestellt, so fragt es sich, welches dieser ursprüngliche und darum der gottgewollte Bestand der Kirche sei, zu welchem die Kirche durch die Reformation wieder erneuert wurde? Hier wird jedermann antworten müssen, daß die Kirche zur Zeit Jesu und seiner Apostel die Gestalt hatte,

welche sie nach Gottes Willen hier auf Erden haben soll. Denn es ist ja doch offenbar, daß auch der begabteste Lehrer der Kirche die seligmachende Wahrheit nicht reiner und kräftiger verkündigen kann, als dies der Herr Jesus und seine Apostel gethan haben; und daß auch der frömmste Seelsorger nicht bessere Christen und Gemeinden wird bilden können, als Jesus und seine Apostel erzogen haben. Hieraus folgt, daß die Beschaffenheit der neutestamentlichen Kirche in der ersten Zeit ihres Bestandes die Norm ist, nach welcher die Kirchenreformation geschehen mußte, sollte sie eine rechte sein. Daß aber die Kirche durch den Dienst Luthers in diesem ihrem ursprünglichen christl.-apostol. Bestande wieder hergestellt ist, das ist's, wofür wir Gott am Reformationsfeste Lob und Dank sagen und auch wahrlich von Herzen Dank schuldig sind.

Welche Gestalt die Kirche aber ursprünglich gehabt habe, darüber können uns ohne Zweifel die auf Antrieb und Eingebung des heiligen Geistes verfaßten Schriften der Evangelisten und Apostel den sichersten Aufschluß geben. Sie sind ganz zuverlässige Dokumente aus jener Zeit, die uns aufs gewisseste zeigen, was Christus und seine Apostel zur Erbauung der Kirche gelehrt, was die Christen damals geglaubt und bekannt haben und wie die einzelnen Christengemeinden beschaffen waren. Hieraus folgt, daß die Reformation der Kirche auf Grund des Wortes Gottes, sonderlich der neutestamentlichen Schriften geschehen mußte, also daß alles, was sich in die Kirche in Betreff der Lehre und des Lebens diesen Schriften Fremdartiges eingeschlichen hatte, abgethan und alles wieder derselben gemäß eingerichtet werden mußte. Dieses ist durch den Dienst Luthers geschehen. Die Leuchte des Wortes Gottes ist wieder der Verborgenheit entrissen, an ihren Ort gestellt und erleuchtet alle, welche sich nicht muthwillig gegen das helle Licht der Wahrheit verschließen, und macht zu Hindern des Lichtes, also zu rechten Christen, welche sich ihrer Wirkung hingeben. Das ist's, wofür wir Gott am Reformationsfeste Dank sagen.

Luther ist also kein Religionsstifter, sondern nur ein Reformator der Kirche. Die durch ihn wiederhergestellte Kirche ist also keine neue, sondern die alte christlich-apostolische Kirche. Die lutherische Kirche ist auch keine Secte, die sich in irgend welchen Stücken von der Kirche Christi getrennt hätte, sondern die rechtgläubige sichtbare Kirche Gottes auf Erden, weil sie die Lehre Jesu lauter und rein bekennet und die heil. Sacramente verwaltet. Sie ist nichts anderes, als die von Christo gestiftete und von den Aposteln ausgebreitete Kirche; sie will auch nichts anderes sein. Sie glaubt, lehrt und bekennet nur, was auch die apostolische Kirche geglaubt, gelehrt und bekannt hat. Aber sie glaubt, lehrt und bekennet das auch alles mit einfältigem Herzen, mag man ihre Glieder deswegen Finsterlinge nennen oder wie man sonst will. Sie will durchaus nichts wissen von einem Fortschritt in der Lehre. Sie ist im Gegentheil ängstlich besorgt, ihr Bekenntniß nach dem Muster der alten Kirche zu gestalten. Dies beweist zur Genüge, daß sie die kanonischen Bücher heiliger Schrift als die alleinige Regel und Richtschnur ihres Glaubens und Lebens betrachtet, wonach alles zu beurtheilen, alles einzurichten ist. Es ist ihr auch bis heute noch nicht nachgewiesen worden, daß sie diesem Grundsatz nicht ernstlich nach-

komme; ja wo das je geschehen könnte, würde sie sofort laut dieses ihres Grundsatzes an die Beseitigung dessen gehen, was sich an ihr noch im Widerspruch mit der wahren Kirche Jesu befände. S.

Die Reformation der Stadt Hannover.

(Nach Uhlhorn: Zwei Bilder aus dem kirchlichen Leben der Stadt Hannover.)

Manchem der lieben Leser wird die Erzählung der Reformation der Stadt Hannover wenig dem Bilde gleichen, das man sich von der Reformationszeit zu machen gewohnt ist. Wir werden sehen, daß sich in diese Bewegung allerlei Sündiges und Unlauteres einmischte. Aber da hier keine Dichtung, sondern wirkliche Geschichte gegeben werden soll, so dürfen wir nicht verschweigen, daß die Reformation vielfach von politischen und socialen Umwälzungen begleitet gewesen ist. Es wirkt das nicht etwa einen Schatten auf die Reformation, sondern zeigt im Gegentheil nur, wie tiefgehend die Bewegung war. Wie mit dem Eintritt des Christenthums in die Geschichte auch die politische und sociale Gestalt des Völkerlebens eine neue wird, so auch mit der Reformation. Daß sich aber solche Umwälzungen nicht friedlich vollziehen, sondern in schweren Kämpfen, daß in diese Kämpfe auch die Sünde von allen Seiten sich einmischte, das kann doch nur Jemanden befremden, der die Macht der Sünde nicht kennt. Die aber der Reformation einen Vorwurf daraus machen, die wissen entweder nicht, was sie thun, indem sie die thörichte Forderung stellen, es solle sich in dieser sündigen Welt eine neue Entwicklung ohne Sünde vollziehen, oder sie offenbaren damit nur, daß die Feindschaft gegen die Reformation sie unfähig gemacht hat, ein unbefangenes Urtheil zu fällen.

Hannover war keine freie Stadt, sie erkannte den Herzog von Calenberg-Göttingen, damals Erich den Aelteren, als ihren Landesherrn an, aber die Rechte des Herzogs waren sehr beschränkt. Die innere Verwaltung der Stadt war eine durchaus selbstständige, und die Stadt auch reich und mächtig genug, um dem Herzoge Widerstand zu leisten und nöthigenfalls ihm abzuwingen, was er nicht gutwillig gestattete.

Das Regiment der Stadt lag so gut wie ganz in den Händen einer kleinen Zahl patriotischer Familien, aus denen allein der Rath gewählt wurde. Außer der Kaufmannsinnung bestanden sechs Aemter, vier große (Bäcker, Knochenhauer, Schuhmacher, Schmiede) und zwei kleine (Wollenweber und Krämer). Die übrige Bürgerschaft bildete die Gemeinheit. Aemter und Gemeinheit hatten zwar gewisse Rechte und der Rath bedurfte in manchen Sachen ihrer Zustimmung; doch war diese Beschränkung seiner Macht gering.

Der Rath war der neuen Lehre abhold. Neuerungen konnten den Geschlechtern nur Nachtheil bringen und die alten Privilegien bedrohen. Dazu kam, daß Herzog Erich und nochmehr seine erste Gemahlin Katharina nachdrücklich vor der Kezerei warnten und den Eifer des Rathes gegen dieselbe noch mehr schürten. Von Herzog Erich ist bekannt, daß er Luther auf dem Reichstage zu Worms durch Uebersendung einer Kanne Einbecker Biers ehrte und erquickte, daraus darf man aber nicht

schließen, er sei der Lehre Luthers zugethan gewesen. Es war das vielmehr nur eine augenblickliche Anerkennung der mannhaften Haltung Luthers. Erich war ein Freund des ritterlichen Kaisers Maximilian gewesen. Gut kaiserlich war der Grundzug seines Charakters gewesen. Er war sonst ein frommer Herr, der die kirchlichen Uebungen nicht vernachlässigte, sich auch von seinem Hofprediger, wie er einmal sagte, „das Süße sammt dem Sauren“ gern predigen ließ. Aber die reformatorische Bewegung war in seinen Augen nur ein freventlicher Aufruhr gegen Kaiser und Reich.

Als im Jahre 1524 die von Wittenberg ausgegangene Bewegung sich zum erstenmal in den norddeutschen Städten ernstlicher merken ließ, verbanden sich der Herzog, der Rath und die Geistlichkeit Hannovers durch Eide und Gelübde miteinander, ihr zu wehren und den lutherischen Handel in der Stadt nicht zu dulden. Vom Rathhause wurde ein Mandat verkündigt, welches Jedem, bei dem lutherische Bücher gefunden würden, mit Geldstrafe bedrohte; wer sie nicht zahlen konnte, sollte aus der Stadt gewiesen werden. Mit Strenge wurde dieser Befehl durchgeführt, viele Bürger, bei denen man lutherische Bücher fand, wurden gestraft, die Bücher confiscirt, manche Bürger sogar gefänglich eingezogen, peinlich verhört und aus der Stadt gewiesen. Dabei verbot und hinderte der Rath jede Versammlung der ganzen Bürgerschaft und vermochte so acht Jahre lang jede Neigung zu Gunsten der Reformation zu unterdrücken. Die Folge davon war wachsende Erbitterung gegen den Rath, dessen Regiment auch sonst zu mancherlei Beschwerden Anlaß gab.

Die reformatorische Bewegung wuchs indeß von Jahr zu Jahr. Die Städte, mit denen Hannover im Bunde stand, Göttingen, Einbeck, Magdeburg, nahmen eine nach der andern das Evangelium an. Das benachbarte Plüneck wurde durch Herzog Ernst den Betenen ein evangelisches Land. Alle Strenge des Rathes konnte nicht hindern, daß auch in Hannover der neue Geist immer mehr Raum gewann. Wandernde Buchführer, oder auch Handwerksburschen brachten, so viel der Rath confiscirte, immer neue Bücher, Katechismen und lutherische Lieder. Die Bürger lernten auf Reisen das Evangelium kennen; trotz aller Wachsamkeit schlich sich auch je und dann ein wandernder Prädicant ein und predigte verfohlen in den Häusern. Je länger der Rath die Bewegung zurückhielt, desto heftiger mußte ihr Ausbruch werden.

Drohender als je wurde die Gefahr seit 1531. Ganz Norddeutschland gerieth jetzt in Bewegung. Namentlich in Westfalen schaffte eine Stadt nach der anderen, Soest, Lippstadt, Herford, Städte, die mit Hannover in mannigfacher Verbindung standen, die „papistischen Gräuel“ ab, meist nicht ohne innere heftige Kämpfe. Auch in Münster geschahen die ersten Schritte zu der Umwälzung, die nachher ein so tragisches Ende nehmen sollte. In allen diesen Städten war die Bewegung keine bloß kirchliche, sondern zugleich eine sociale. Ueberall waren es die Zünfte, welche den Geschlechtern gegenüber die Sache des Evangeliums vertraten, und der Sieg der Reformation bezeichnete zugleich den Sieg der Zünfte über die Geschlechter.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn jetzt auch in Hannover der Funke in den aufgehäuften Zündstoff fiel. Ein scheinbar unbedeutender Anlaß brachte die seit langem vorbereitete Bewegung in Gang.

Es war am Freitage nach Christi Himmelfahrt, am 16. August des Jahres 1532, als der Rath die Gemeinheit auf dem Rathhause versammelte, um mit ihr über den Abbruch einer Kapelle zu verhandeln. Der Rath hatte dazu auch schon die Zustimmung der Aemter erlangt und dachte nicht anders, als auch die Gemeinheit werde ihre Einwilligung dazu ohne Anstand geben. Nachdem aber der Stadtschreiber Johanes Fininck die Sache vortragen, stellte die Gemeinheit unerwartet den Antrag, die Gesandten des Rathes möchten vom Hause entweichen, damit sie die Angelegenheit unter sich besprechen könnten. Fininck lehnte dies Ansinnen ab. Die Gemeinheit bestand auf ihrer Forderung und wiederholte sie dringlicher. Die Rathsglieder wurden nun heftig. Fininck rief: „Wenn da auch ein aufrührerischer Bube oder fünf oder sechs dazwischen wären, so soll es doch nicht nach ihrem Kopfe gehen.“ Das besserte die Sache natürlich nicht; und als die Abgesandten schließlich gegangen waren, um den Beschluß des Rathes selbst einzuholen, that die Gemeinheit einen bedeutenden Schritt. Sie wählte Bevollmächtigte, und diese stellten die Forderung, der Rath solle die Aeltesten aller Aemter zusammensenden, damit sie in Eintracht berathen könnten. Das war dem Rathe ein hartes Ansinnen. Er wußte recht gut, wohin die Absicht der Gemeinheit ging. Nicht ohne Vorbedacht hatte er die acht Jahre über jede Versammlung der ganzen Bürgerschaft verhindert. Aber er mußte schließlich der dringenden Forderung nachgeben.

So kamen denn am Nachmittage schon sämtliche Aemter, Aelterleute und Werkmeister mit der Gemeinheit auf dem Werkplatz vor dem Rathhause zusammen.

Der Rath hatte sich zuerst getrübt, Aemter und Gemeinheit würden sich nicht einigen. Aber er täuschte sich. Die Gemeinheit legte den Aemtern formulirte Artikel vor. Ueber den Hauptartikel, in dem die Predigt des reinen Gottesworts gefordert wurde, war man von Anfang an einig; einige den Aemtern anstößige Artikel ließ dann die Gemeinheit fallen, und so brachten sie die Artikel gemeinsam vor den Rath. Das geschah noch am selben Tage, allein es war unterdeß Abend geworden, und da der Rath ohne Weiteres auf die Artikel einzugehen sich weigerte, beschloß man die Sache zu beschlafen und am andern Tage wieder aufzunehmen.

Am nächsten Tage, am Sonnabend, waren alle schon früh versammelt. Der Rath begehrte einige Tage Aufschub. Den wollten die Bürger aber nicht bewilligen. Sie gingen nicht von dannen, hieß es, bis der Rath die Artikel bewilligt. Während der Versammlung entlud sich ein fürchtbares Unwetter über der Stadt mit Blitz und Donner, aber auch das trieb die Bürger nicht nach Hause. Mit Mühe gelang es schließlich dem Rath, Aufschub bis Dienstag zu erlangen, aber nur gegen zwei erhebliche Zugeständnisse. Einmal gestattete er deutsche Psalmen zu singen in den Häusern, auf den Straßen, wo man wollte, nur nicht in der Kirche. Sodann versprach er, der angefangenen Sache und Zwietracht wegen weder Herren noch Fürsten, Räte oder Städte anzugehen oder in die Sache zu ziehen.

Mit dem Aufschub hatte der Rath nichts gewonnen. Am Sonntag erregte die Predigt eines Mönchs in St. Georg neue Verbitterung. Das Volk drohte ihn von der Kanzel zu reißen, und um

Schlimmes zu verhüten, ließ ihn der Bürgermeister durch Stadtknechte herunterholen.

Am Dienstag mußte der Rath noch mehr nachgeben. Die Bürger verlangten Prediger, welche das Wort Gottes rein predigten; der Rath erklärte keine fremden Prediger dulden zu wollen, und von den in der Stadt vorhandenen erklärten die Bürger, daß keiner tüchtig sei. Endlich gestand der Rath zu, bis Michaelis wolle er sich nach tüchtigen Predigern umsehen. Bis dahin sollten die Bürger aus den an verschiedenen Kirchen angestellten einige aussuchen. Die wollte der Rath vermehren, daß sie recht lehrten und keusch lebten, und wo etwas sträfliches an ihnen gefunden würde, sollten sie abgesetzt werden. Damit einstweilen zufrieden, gingen die Bürger Abends 7 Uhr zu Hause.

Nun hatte der Rath dem Herzog Erich Eid und Gelübde gegeben, nicht in den lutherischen Handel zu willigen; wiederum hatte er sich auch den Bürgern verpflichtet, Niemand, weder Herrn noch Fürsten, also auch den Landesfürsten nicht, in die Sache zu ziehen. So gedrängt, ließ sich der Rath zu Schritten verleiten, die nicht offen und ehrlich waren und deshalb zuletzt doch nur zu seinem Schaden ausfallen konnten. Durch allerlei Winkelzüge und falsche Versstellungen erreichte es der Rath, den Landesfürsten doch herbeizurufen.

Am Tage Bartholomäi, 24. August, ritt der Herzog in die Stadt ein, begehrte und erhielt freies Geleit. Auf dem Rathhause sprach er zu den Bürgern. Er warnte entschieden vor dem lutherischen Handel, den ein enklausener Mönch angerichtet, und bat sie, bei den alten christlichen Ceremonien zu beharren. Er erinnerte in herzlichster Weise, wie er der Stadt Hannover von seiner Jugend an mit sonderlicher Gnade geneigt gewesen. Zum Schluß vermehrte er vor Allen zur Einigkeit. Wollte einen jeden treuen Bürger gebeten haben, daß ein Jeder ja da möchte zu rathen und thaten, daß man einig bliebe, und der Größte sich dem Kleinsten, der Reichste dem Armsten gleich machte. Dann möchten sie thun, was sie wollten, ob sie dann Martinisch wären oder Cunradisch, wäre ihm gleichviel.

Die Rede hatte Eindruck gemacht, und die Anhänger des Rathes eilten die Stimmung zu benutzen. Der Secretarius Fininck, „da ein listige Boß was,“ ging hinunter und bearbeitete die Aemter. Dann lief er wieder aufs Rathhaus und suchte die Aelterleute und die Bevollmächtigten der Gemeinheit zu gewinnen, daß ein Recess ins Stadtbuch aufgenommen werde: die Bürger wollten mit dem lutherischen Handel nichts zu thun haben, begehrten nur Prediger, die das Wort Gottes lauter und rein predigten, und der Herzog solle des weder Heißer noch Verbietter sein. Unterdeß traten unten die Entschiedenen auf und belehrten das Volk, was hinter dem Recess verborgen wäre. Jetzt glaubten sich die Bürger verathen, stürmten eilends auf das Haus vor die Rathskammer, und da sie nicht gleich Einlaß erhielten, versuchten sie die Thür zu erbrechen. Erschreckt von dem Rumor sprang Herzog Erich auf. Der Bürgermeister suchte ihn zu beruhigen. „Ew. fürstliche Gnaden haben hier frei Geleit!“ Der Herzog erwiderte: „Ihr wollt mir frei Geleit geben und habt selbst kein Geleit.“ Er verzweifelte daran, noch etwas zu erreichen. Als ihm der Vorschlag gemacht wurde, einen derartigen Recess ins Stadtbuch einzuzichnen, antwortete er: Wollten sie's nicht voran einzeichnen, so möchten sie's hinten einzeichnen, sei

ihm gleich viel. Wer nicht lutherische Bücher genug hätte, möge seinen Rock verkaufen und Bücher anschaffen, und wer von Gott nicht singen wolle, der möge seinethalben vom Teufel singen. Er ritt noch am selben Tage von Hannover fort und ließ die Stadt in gefährlicher Lage hinter sich. Denn der Recess, wie er endlich ins Stadtbuch aufgenommen war, enthielt einen Widerspruch, der weiter drängen mußte. Es sollten Prediger berufen werden, die das Wort Gottes lauter und rein predigten und doch die alten Ceremonien beibehalten werden. Dabei konnte es unmöglich bleiben. Die Predigt mußte zur Aenderung der Ceremonien führen. Außerdem herrschte unter der Bürgerschaft über die Fassung des Recesses, namentlich über die Bestimmung, wie lange die alten Ceremonien beibehalten werden sollten, Unklarheit.

Zunächst forderte die Bürgerschaft die Berufung tüchtiger Prediger und erlangte wenigstens so viel, daß von Quedlinburg Georg Scharneka (Scarabäus), ein geborner Hannoveraner, an die Marktkirche berufen wurde. An St. Agidien hatte schon früher Bernhard Lange das Evangelium gepredigt, war aber vom Rathe vertrieben. Jetzt setzte die Bürgerschaft seine Rückkehr durch. Sonst blieben die alten Prediger bei St. Crucis Cord Lile, ein ganz unfähiger Mann, dem Evangelio feind, und bei den Barfüßern Dr. Runge, der Hauptvertreter der alten Kirche, ein in seiner Art nicht ungelehrter Mann, aber ein heftiger und leidenschaftlicher Gegner der Reformation, der auf der Kanzel jede Gelegenheit ergriff, auf Luther zu schimpfen und die Aenderung zu verdammen. So hatte man zweierlei Predigt in der Stadt und darin Anlaß zu beständigen Reibungen. Gegen Cord Lile erhoben die Bürger die Anklage, er lehre falsch. Der Rath schützte ihn dennoch. Mit Dr. Runge gab es häufige Disputationen. Die Bürger rückten ihm ins Haus, stellten ihn über seine Predigten zur Rede und spotteten über seine Unkenntniß in der Schrift. Auf dem Markte wurden fast sonntäglich Versammlungen gehalten und alte Beschwerden aufs Neue vorgebracht. Die Schulen sollten mit gelehrten und erfahrenen Schulmeistern besetzt werden, daß der Bürger Kinder möchten vor allen Dingen in der Furcht Gottes erzogen und in anderen Künsten erfahren werden, die der Stadt hernachmals Frucht schaffen. Den Bürgern, denen der Rath habe Bücher wegnehmen lassen, sollten diese zurückgegeben werden. Die Pfaffen sollten Schoß und Wachdienst leisten, wie ein jeder andere Bürger, auch die Unzucht gestraft werden.

Die Haltung des Rathes war eine unsichere und schwankende. Darüber verlor er mehr und mehr das Vertrauen. Desto mehr gewannen in den Bürgerversammlungen die Entschiedenen, die es auf einen völligen Umsturz des Bestehenden abgesehen hatten. Die Besonnenen zogen sich zurück, der große Haufe ließ sich von Wenigen nach ihrem Willen leiten. Ein Vorfall in der Osterwoche 1533 machte das offenbar.

Es war Sitte, daß der Rector der Schule am Mittwoch der stillen Woche seinen Schülern einen Sermon zu thun pflegte vom Sacrament des Altars. Dieses Mal führte er aus, man müsse beim Sacrament nach Gottes Wort handeln und es nach dem Befehle Christi reichen, nicht nach der Einsetzung des Pabstes, der den Laien den Kelch gestohlen habe. Wer ein altes Pferd stehle, werde gehängt. Wer

den Menschen ihrer Seelen Seligkeit fehle, den müsse man höher hängen als alle Diebe. Am Gründonnerstage predigte Dr. Runge dagegen. Er setze Leib und Seele zum Pfande, daß man unter einer Gestalt so viel empfangen als unter zweien. Er schimpfte auch auf Bugenhagen und dessen weitverbreitetes Buch „wedder de Keldere“ (wider die Keldere) und erklärte, der Schulmeister solle zum Thor hinaus. In der That gebot am folgenden Tage der Rath dem Schulmeister beim Scheine der Sonne die Stadt zu räumen. Die Sache wurde rüchbar und die Stadt gerieth darüber in große Bewegung. Einige Bürger verwandten sich für den Schulmeister und der Rath gab ihm Frist bis Dienstag. Am Ostermontage nach der Predigt kam die Bürgerschaft auf dem Markte zusammen, um die Sache zu besprechen. Dr. Runge kam des Weges. Einige wollten ihm nach. Doch besann man sich. Am Nachmittage sollten der Wächter und der Schulmeister geholt werden und vor dem Volke disputieren. Der Schulmeister war bereit, Dr. Runge verließ, um der Disputation zu entgehen, sofort die Stadt. Der Schulmeister blieb. Der Rath forderte nun Runge's Zurückberufung. Von beiden Seiten wurde man heftig. Zuletzt warf der Bürgermeister den Aelteren den Schlüssel des Rathhauses vor die Füße und erklärte mit dem Rathe der Stadt Regiment nicht länger verwalten zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glasstund.

Erzählung von H. Fries.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile fuhr sie dann weiter fort und meinte: Besseres hätten wir ja nicht als unsern Christenglauben und damit eine gewisse Zuflucht in Noth und Tod!

Aber die Kranke senkte schwer und tief bei ihrer Rede und ließ abgebrochene Worte hervor, wiederholte immer den Ausruf: „Alles verloren! — Alles verloren!“

„Gewiß ni, mien Tochter!“ sagte darauf die Alte. „Wat uns' Herrgott eenmal gäven hätt, dat kann man to jeder Tid fast hollen! — Sei lett uns so licht ni wedder los! Sei halt di ok noch jümmer bi dien rechte Hand! falt Du man ganz wiß too! — Du heft jo ok dat Kristendom kreeg'n — dat kann di keen Minsch neh'n — wat Sei toseggt dat höllt Sei gewiß! un bi dien Döp is Di versproken, dat Du gerecht un selig warr'n fallst, en Kind Gottes! un dat en Platz ok für Di bereit wesen fall an unser Herrgott sien groten Tisch, wo noch jümmer mehr sitten könnt, un ward Eni ni to veel un to full!“

Bei dieser Rede waren dem armen, kranken Weibe die Thränen los geworden, sie ließen ihr leise über das blasse Gesicht, — sie wußte gar nicht, wie ihr geschah, — ach, wie lange, lange hatte sie nicht solche Stimme und Sprache gehört! Alte Zei-

*) Gewiß nicht, meine Tochter, was unser Herrgott einmal gegeben hat, das kann man zu jeder Zeit festhalten! Er läßt uns so leicht nicht wieder los! Er hält Dich auch noch immer bei Deiner rechten Hand! Fasse Du nur ganz dreist an! Du hast ja auch das Christenthum bekommen, das kann Dir kein Mensch nehmen! was Er zusagt, das hält Er gewiß! und bei Deiner Taufe ist Dir versprochen, daß Du gerecht und selig werden sollst, ein Kind Gottes! und daß ein Platz auch für Dich bereit sein soll an unser Herrgotts großem Tische, wo noch immer mehr sitzen können, und wird ihm nie zu viel und zu voll!

ten, längst vergangene Tage, stiegen vor ihrer Seele auf; — als sie noch bei Vater und Mutter war, in die Schule ging und Sonntags auf dem Chor mit sang — früher hatte sie ja eine helle, klare Stimme gehabt! Sie mußte dran denken, wie sie doch damals glücklich gewesen! — Später war all' die Verwilderung und Verwüstung durch ihr Leben gegangen! Ach, als sie daheim mit ihren Schwestern und Brüdern sich einmal verirrt hatte im Holz, wo sie Beeren und Reissig gesucht — als es dunkle Nacht geworden war — auf einmal stand diese Angst aus ihrer Kindheit vor der Seele — und als sie endlich spät Abends sich zurechtgefunden, als sie den Lichtschein aus den niedrigen Fenstern gesehen, wo die Mutter ihrer Kindlein wartete mit dem Abendbrot — auf einmal stand dieses selige Gefühl des Geborgenseins wieder vor ihrer Seele! — Hatte sie vielleicht auch jetzt einen Lichtschimmer aus dem Vaterhause gesehen? — Waren ihr darüber die Augen so naß geworden? —

Es ward Morgen! Im Bauerhose war schon längst, ehe der späte Tag aufstieg, Alles in gewohnter Thätigkeit. Das Vieh in den Ställen war besorgt, der Hahn krähte in die Morgendämmerung hinein, auf dem Herde brannte ein helles Feuer und ein mächtiger Grapen hing darüber am eisernen Haken, die Frühmahlzeit enthaltend. Seitwärts stand eine Blechkaune, worin der Kaffee für die Bauerfrau bereitet war, — der schwere, steife Größ-Brei am Morgen war ihr zuwider. —

Da trat die Alte an Jochen heran, der in die große Thür getreten war in's Wetter zu schauen, wie viel Schnee es wohl gebracht. Gegen Morgen war leichter Frost eingetreten, der Himmel hatte sich aufgehellt. Jochen hatte die kurze Pfeife schon in Brand gesetzt, und bewegte gerade Gedanken in seinem Kopfe, wie er die Einquartierung wohl los würde? —

„Jochen Schlüter,“ sagte da die Alte, „dat Kind mutt dat Kristendom hebb'n, de Fru maht dat ni lang meer, sei is ganz pover un sei kann ni ut de Welt gaan, ehr dat Kind döfft is! Wult Du ni anspan'n un den Preister halen?“

Da nahm Jochen zuerst die Pfeife aus dem Munde, dann sagte er sehr gedehnt: „Wat — sei blivt dod? — hir bi uns? — dod? — dat kann awerst ni angahn!“

„Ja, Jochen Schlüter,“ fuhr die Alte fort, „da kann kein Minsch wat au dohn! dat mött mi neh'n as't kummt! — gegen unser Herrgott könnt mi nich! — Bitt Jung, Du so'st man gau wat äten, denn kommst Du up anner Gedanken; un denn anspannen!“

Jochen war sehr stark für's Essen, namentlich Morgens saß er gut zu Tische und sagte immer, ehe man recht was im Magen habe, könne man sich nicht ordentlich besinnen. Daher war ihm auch die letzte Rede der Alten sehr einleuchtend und er ging schwei-

*) Jochen Schlüter — das Kind muß das Christenthum haben, die Frau macht es nicht lange mehr, sie ist ganz jämmerlich und sie kann nicht aus der Welt geh'n, ehe das Kind getauft ist. Wilst Du nicht anspannen und den Pastor holen?

**) Was — sie stirbt? — hier bei uns? — todt? — das kann aber nicht angehen!

**) Ja, — da kann niemand etwas dran ändern, — das willsen wir nehmen, wie's kommt! gegen unsern Herrgott kommen wir nicht an! — Mein Junge, Du sollst nun rasch essen — dann kommst Du auf andere Gedanken, und dann anspannen!

gend, gesenkten Hauptes in die Stube, wo eben aufgetragen war.

Während des Essens kamen ihm allerlei Gedanken, zuerst unklar, allmählig klärte es sich! — Seine jungen Pferde konnte er jetzt nicht einspannen, der Schnee, das schlechte Fahren so früh am Morgen — das paßte ihm Alles nicht. Er war auf den Gedanken gekommen, den er in das Wort kleidete, es leise vor sich hinsprechend: „Dat is'n Armensal!“ und damit waren seine Entschlüsse fertig.

Als er gegessen, stand er auf, ging zu seinem Nachbar, dem Ortsvorsteher, trug ihm die Sache vor, und man beschloß, wenn die Sache so stände, auf Gemeindefosten eine Fuhr hergestellt zu machen, um den Pastoren zu holen, und so mußte Michel Vormann anspannen, der fuhr für Geld, namentlich Pastoren, Doctoren und Hebammen, denn er hatte eine Kugelhaise, die in ledernen Riemen hing, auch bei schlechtem Wetter mit einem herabzulassenden Fensterverschluß dichtgemacht werden konnte.

Nach einer guten Stunde rollte der wackere Michel mit seiner Kugelhaise zum Dorfe hinaus, dem Kirchorte zu. —

Da saß er auf seinem Kutschersitz, das würdige Haupt gesenkt, — die Peitsche brauchte er nicht, die hing unhätig herab, und die Zügel lagen schlaff auf dem Rücken der Thiere. Michel war sehr dafür, daß man sich bei solchem Wege nicht übereile, und den Pferden ihren Willen lasse. Auf dem Rückwege mußte er doch etwas rascher fahren, damit der geistliche Herr nicht ungeduldig werde. Es gab eigentlich zwei solcher Michel, nämlich Vater und Sohn. Der Vater hatte endlich das Fahren aufgegeben, nachdem er einen leichten Schlaganfall gehabt. Er war auch schon über die Siebenzig. Der Sohn war auch kein Kind mehr und in vernünftigen Jahren, doch zeigte sein glattes, bräunliches Gesicht noch keine Runzeln und das schlichte, schwarze Haar noch kein Grau. Die einfachen, geraden Züge des Antlitzes bekundeten einen Menschen ohne Falch, und um den breiten Mund lag, sobald man mit ihm redete, ein wohlwollendes, an Grinsen freifendes Lachen. —

Nachdem Michel endlich den Weg zurückgelegt und vor des Pastoren Thür hielt, flog er langsam vom Wagen, befestigte sorgsam seine Pferde, die an nichts weniger als ans Weglaufen dachten, — und ging dann ins Haus. —

Der Pastor, ein älterer Mann, war noch nicht aufgestanden, und während er sich rüstete, hatte Michel Zeit, der Pfarrmagd die ganze Geschichte zu erzählen, die sich bei ihnen begeben mit dem rothen Hinz und seiner Frau.

Er war noch recht im Zuge, denn er war sehr redselig, als der Pastor erschien und es recht eilig hatte. Nun entfaltete sich Michels Fürsorge, die vom Vater ererbt und treulich bewahrt, sich an allen seinen Passagieren und Insassen der Kugelhaise glänzend bethätigte! — Die weißen, wollenen, langhaarigen Pferdedecken lagen ausgebreitet auf dem Sitz, darauf nahm man Platz, dann schlug Michel, unten am Wagen stehend, diese warmen Hüllen zusammen, und wickelte die Beine seines Schutzbefohlenen ein, wie man's einem kleinen Kinde thut. Man ließ sich das aber bei winterlicher Kälte gern gefallen. — Dann fragte er, ob man auch die Fenster zu haben wolle, und war sehr froh,

*) Das ist eine Armenhaise.

wenn dies abgelehnt ward, weil sonst die Unterhaltung abgeschnitten war. — Endlich stieg unser Michel auf, nahm Peitsche und Zügel in die Hand, und durch einige freundliche Zureden und Schütteln der Zügel, ward das Gespann langsam in Bewegung gesetzt! —

Nun entwickelte sich Michels Unterhaltungsgabe. Mit Wetter, Schneefall, Mondschein u. s. w. ward angefangen, — dann kam allmählig Interessanteres: Sterben und Geborenwerden bekannter und unbekannter Menschenkinder auf drei Weisen in die Runde; der Stoff ging gar nicht aus, und wenn er nichts Anderes wußte, zeigte er mit der Peitsche in die Ferne, wo die nächste Stadt lag, bei welcher eine Eisenbahn mündete, und machte die höchst interessante Bemerkung: „Herr Pastor, dat is nu de Bahnhoff!“ —

So kamen die Beiden denn gegen 9 Uhr Morgens auf Jochen Schliters Hofe an, fuhren in die offene Dielethür auf die Lehmitenne, damit, wie Michel sagte: „Herr Pastor in'n Drögen afftigen kunn, un keen natte Fööt kreeg in den ollen Snee!“*)

Jochen führte den Pastor mit so viel Höflichkeit als er aufzuwenden hatte in die Stube. Hier saß die Bauerfrau am Ofen, das ruhig schlafende Kind auf dem Schooße. — Die Alte stand bald am Bette, die Kranke beobachtend, die mit geschlossenen Augen und todesbleichem Antlitz da lag; — bald ging sie mit leisem Fuße aus und ein, Vorbereitungen für die Taufe des Kindes treffend.

Auf dem Beileger = Ofen stand eine weiße Schaal mit dem Taufwasser; ein kleiner Tisch war mitten in die Stube gestellt und mit einem weißen Tuch bedeckt. — Der Pastor überflog mit einem raschen Blick das Ganze, begrüßte die junge Frau freundlich und wechselte mit der Alten einen Händedruck, woran man sah, daß die Beiden sich sehr genau und lange kannten, dann trat er an das Bett. Die Kranke war viel schwächer geworden, sie gab kein Zeichen von sich als ob sie etwas von ihrer Umgebung merke, und ihre Augen blieben fest geschlossen. —

Die Alte war auch heran getreten, strich mit der Hand über das blasse Gesicht, und sagte leise aber deutlich: „Stina, nu fall dien Kind dat Kristendom hebb'n! — kannst Du Di garnich en baten besinnen?“**)

Da öffneten sich langsam die todesmatten Augen und mühsam falteten sich die braunen, abgemagerten Hände, aber es kam kein Laut über die blassen Lippen. —

Der Pastor blickte sehr ernst auf das arme todtfranke Weib; er kannte sie und ihren Lebenslauf auch sehr wohl, legte seine Hand auf ihre Stirn, beugte sich über sie und fragte, ob sie ihn wohl kenne! —

Die Kranke richtete ihren matten Blick auf den Fragenden, aber sie gab kein Zeichen des Erkennens von sich. —

„Nun wollen wir zuerst Dein kleines Kind taufen,“ sagte dann der Pastor, „hernach sprechen wir auch noch ein wenig zusammen!“

Das Taufwasser ward nun auf den Tisch ge-

*) Damit Herr Pastor im Trocknen absteigen könne und keine nassen Füße bekomme in dem alten Schneee! —

**) Nun soll Dein Kind das Christenthum haben. Kannst Du Dich nicht ein wenig besinnen?

stellt, die junge Bauerfrau trat mit dem Kinde heran, Jochen und die Alte waren außer ihr die Pathe. Jochen hatte eigentlich nicht wollen, aber er mußte, seine Frau wollte es so und hatte ihren Willen durchgesetzt. —

Nun hob das Wort an, — es war keine wohlgeordnete und schön gefügte Rede, es war lauter urkräftiges, schlichtes, köstliches Bibelwort; der Anfang lautete:

„Niemand jammerte Dein — ich aber ging vor Dir vorüber und sahe Dich in Deinem Blute liegen und sprach zu Dir: Du sollst leben!“ — und das Ende lautete:

„Die Glenden werden wieder Freude haben an dem Herrn, und die Armen unter den Menschen werden fröhlich sein in dem Heiligen Israels!“

Die Alte hatte sich so gestellt, daß sie Beide, das Kind und seine franke Mutter, im Auge hatte. In der Ecke stand der rothe Hinz mit den andern Kindern. Er bemühte sich, ohne besondern Erfolg, eine andächtige Miene aufzusetzen, die Kinder betrachteten sich mit großen, neugierigen Augen das Ganze, wie ein Schauspiel. Das Mädchen mit dem rothen Tuch hatte sich die losen Zöpfe um den Kopf gewickelt. —

(Fortsetzung folgt.)

Die General-Synode und ihre Denkschrift.

Als sich im Jahre . . . die fälschlich sogenannte lutherische General-Synode spaltete und fast sämtliche bis dahin ihr zugehörenden deutschen Pastoren und Gemeinden sich von ihr lossagten, schien es, als ob nun auch die General-Synode alle Hoffnung und Absicht aufgegeben habe, je noch bei den deutschen Lutheranern hiesigen Landes Boden zu gewinnen und dieselben in sich zu vereinigen. Seit einigen Jahren jedoch hat sie wieder allen Ernstes angefangen, ihre Aufmerksamkeit dem deutschen Elemente zu schenken und ein sogenanntes „deutsches Werk“ in ihrer Mitte zu pflegen. Durch einige auf ihren eigenen Anstalten und in ihrem Geiste erzogene Jünglinge und durch den Zutritt schon im Amte stehender Pastoren aus umirten und rationalistischen Kirchen ist es ihr gelungen, wiederum einige, wenn auch nur kleine deutsche Conferenzen und Synoden zu gründen; sie hat ein deutsches Kirchenblatt ins Leben gerufen und mit großen Geldopfern bisher am Leben erhalten, das ihre Interessen unter den deutschen Lutheranern fördern soll; sie hat eine eigene deutsche Missions-Behörde ernannt, zum Betrieb der einheimischen Mission unter den Deutschen, und hat nun auch eine Denkschrift zur Rechtfertigung und Verteidigung ihres Standpunktes in deutscher Sprache erscheinen lassen, auf die wir schon in der vorigen Nummer dieses Blattes im „Büchertisch“ aufmerksam gemacht haben. Weil nun die General-Synode ihre verführerischen Arme wieder nach den deutschen lutherischen Christen ausstreckt, um dieselbe in ihre Gemeinschaft zu ziehen, wird es auch unsere Pflicht, wiederum mit allem Nachdruck ihren wahren Charakter an's Licht zu stellen und alle rechtschaffenen Lutheraner vor einer Verbindung mit ihr allen Ernstes zu warnen,

und darum wollen wir hier die oben erwähnte „Denkschrift“ etwas näher ansehen und beleuchten.

Daß wir es hier nicht mit einem zufälligen Schriftchen einer unverantwortlichen Person zu thun haben, geht daraus hervor, daß der Verfasser der Denkschrift in seinem Vorwort selbst sagt, daß er „erst nach vielseitiger und ernster Aufforderung zu einer solch verantwortlichen Arbeit hat verständig (!) können“. Es wird darum nicht angehen, daß man in Zukunft einmal behaupten wird, es sei diese Schrift „nur das Zeugniß einer Comité“ oder eines einzelnen Mannes, „das keine weitere Bedeutung haben kann, als ihm durch die Autorität der derzeitigen Comité“ oder des betreffenden Mannes „gegeben wurde.“ Denn es ist offenbar, daß diese Denkschrift im Namen und Auftrage vieler, ja wie der Verfasser sagt, der Deutschen in der General-Synode redet. Um späteren Mißverständnissen vorzubeugen, weisen wir auch hier zugleich darauf hin, daß diese Denkschrift sowohl im „Lutheran Observer“ als auch im „luth. Kirchenfreunde“, also dem englischen und dem deutschen Organe der General-Synode ihrer Form und ihrem Inhalte nach empfohlen worden ist und daß durch diese Empfehlung diese Blätter sich zu ihr bekannt haben.

Wir müssen von vornherein gestehen, daß die Schrift nicht ungeschickt abgefaßt ist und ihren Zweck wohl verfolgt. Es ist das aber nicht ein Geschick, dessen sich der Verfasser rühmen könnte, sondern das ihm bei allen ehrlichen Menschen nur zur Schande gereichen kann. Es ist das namentlich, um deutsch zu reden, das Geschick der Verdrehung, Entstellung, Veränderung und Vermengung von Wahren und Falschem, wohl geeignet, die Uneingeweihten zu verblenden.

Das Schriftchen zerfällt in drei Abschnitte, die folgendermaßen unterschieden sind: Geschichtlicher Rückblick; Der Bekenntniß-Standpunkt; Unsere Kämpfe, und zum Schluß recapitulirt der Verfasser das Gesagte in neun Punkte. Weil jedoch die einzelnen Abschnitte ihrem Inhalt nach nicht streng auseinander gehalten sind, sondern oft und viel in einander übergreifen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir schon im ersten Abschnitte auf das Bekenntniß zu sprechen kommen. Indem nämlich der Verfasser einen Rückblick auf die Geschichte der General-Synode geben will, gesteht er selbst sehr naiv zu, „daß etliche der hierzulande erzogenen Prediger, die auch in der General-Synode leitende Stellungen einnahmen, hier und da mit Reformirten eine Vereinigung anstrebten, nach dem Vorgange der Mutterkirche in Deutschland, (!) oder auch wohl das Bewußtsein hatten und demselben bei Gelegenheit Ausdruck gaben, daß sie in den meisten Punkten mit der lutherischen Kirche Deutschlands (welche in der „unirten Kirche“ aufgegangen und eine Zeitlang als mit ihr gleichbedeutend angesehen war) übereinstimmten. Man war oft gezwungen, sich nach den Umständen zu richten.“ Nun, was sagen unsere Leser zu diesem Stückchen general-synodischer Kirchengeschichte? Die Glaubensmengerei, die wir jenem Körper fort und fort vorgeworfen und nachgewiesen haben, kann der Herr Verfasser nicht verleugnen, er muß es zugestehen, die leitenden Männer der General-Synode waren zu allen Zeiten Syncrétisten, d. h. Unionsleute, die nicht nur mit Reformirten eine Vereinigung anstrebten, sondern auch Gemeinschaft mit ihnen mach-

ten, und das Alles unter lutherischem Namen. Da nun aber der Verfasser dieser denkwürdigen Denkschrift dies nicht wegleugnen kann, was thut er? Bekennet er nun wenigstens, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die General-Synode nicht lutherisch war? Ach nein, im Gegentheil, so streng lutherisch war sie selbst in diesen unionistischen Bestrebungen, daß sie ja nur „nach dem Vorgange der Lutherkirche in Deutschland“ handelte! Denn höre: „die lutherische Kirche Deutschlands war in der unirten Kirche aufgegangen und eine Zeit lang als mit ihr gleichbedeutend angesehen! So macht der Herr Verfasser Kirchengeschichte! Da hört aber alle Welt- und Kirchengeschichte auf! Ist denn nicht gleich ein amerikanisches College bei der Hand, um diesem tief sinnigen amerikanischen Kirchengeschichten-Fabrikanten einen amerikanischen Doctorhut zu überreichen? Ist das nicht ein fein meisterlich Taschenspieler-Kunststückchen dieses Denkschriftgelehrten? Um seine unionistische General-Synode zu weißwaschen, läßt er die gesammte lutherische Kirche Deutschlands verschwinden und in den Hegenessel der „Union“ aufgehen. Wollen wir nun aber das Falsche vom Wahren in diesem Sage trennen, so bleibt nur übrig, daß die leitenden Männer der General-Synode unirt waren, und wir setzen hinzu, daß sie es noch bis auf den heutigen Tag sind, was wir später aus der Denkschrift selbst beweisen werden.

Ein überaus beachtenswerthes Zugeständniß macht der Denkschriftschreiber mit folgenden Worten: „In diesem Sinne konnte die Committee für auswärtige Correspondenz im Jahre 1845 einen Brief an leitende Männer Deutschlands (nämlich in der Union) richten, worin sie um Predigtamtscandidaten bittet und zugleich u. A. folgende Bemerkungen über den Standpunkt der General-Synode macht: „Was nun unsere Lehransichten anbelangt, so bekennen wir unerböhlt, ja bekennen es laut und offen, daß die große Mehrzahl von uns nicht altlutherisch sind. Wir stehen überhaupt in den mehrsten unserer kirchlichen Grundsätze auf gemeinschaftlichem Boden mit der unirten Kirche Deutschlands u. s. w.“ — Wir freuen uns, einmal dies Zugeständniß gemacht zu sehen. Raam vor Jahresfrist warfen wir der General-Synode in diesem Blatte dieses nie widerriefene Schreiben vor; da erkühnte sich der Verfasser der Denkschrift, der zugleich die deutschen kirchlichen Nachrichten für den „Lutheran Observer“ liefert, uns der Verläumdung zu zeihen und dieses Factum in Abrede zu stellen, und trotzdem wir ihn und den Editor des „Lutheran Observers“ herausforderten, die Unwahrheit unserer Behauptung mit Beweisen zu begründen, hat keiner von beiden bisher darauf eine Silbe erwidert. Wir acceptiren daher mit Freuden dieses Zugeständniß des Verfassers in dieser etwas permanenteren Form einer Denkschrift und fühlen uns in Zukunft aller ferneren Beweisführung überhoben, daß die General-Synode sich schon im Jahre 1845 zur Union bekannt und solches bis auf den heutigen Tag noch nicht zurückgenommen hat. — Wie aber der Denkschriftgelehrte sich auch wieder aus dieser Klemme zu ziehen und seine liebe General-Synode zu weißwaschen sucht, wollen wir, so Gott will, in der nächsten Nummer des Gemeindeblattes zeigen.

Z.

Zu uns komme Dein Reich.

Es ist keine kleine Sache, am Sonntag so eine Gemeinde beisammen zu haben, die darauf wartet, daß man sie mit dem Worte Gottes aufwecke, speise, stärke und tröste, wie sie es gerade braucht. So eine Predigtzeit ist eine kostbare Saatzeit, eine heilige Stunde, wo man das allerbeste, was man nur aufreiben kann, vorbringen soll. Wie machst denn du es auf der Kanzel; hast du ein gut Gedächtniß und eine starke Stimme, und kannst du es auch aus dem Stegreif, und sagen die Leute, besonders, wenn du auswärtig predigst, der kann's aber schön! Ich geb dir um all das noch nicht viel, und selbst wenn ein paar Weibsbilder mit dem Nasentuch oder Schurz die Nase und die Augen wischen, geb ich nicht viel darum — so ein paar wässerige Weiberthränen sind wohlfeil zu erjagen, und werden oft mehr zum Zeitvertreib heraus getropfelt. Vor Allem kommt es darauf an, ob du predigst oder der h. Geist aus dir, ob deine Predigt Menschengebicht ist oder Gottes Wort. Sieh, du solltest zu Haus abermal mit großem Ernst unsern Herrgott fragen und bitten: Herr, was soll ich predigen? Lehr du mich den rechten Geist und das rechte Wort — und recht zudringlich ihn darum ansehn. Und dann wie ein geistiger Bergknabe lang und ernst graben im heiligen Wort Gottes und in der Seele, um Gold und Edelgestein an den Tag zu fördern — und dann sollst du hinaufreten auf die Kanzel, wie einer, der Gewalt hat, und die eigene Person dahins lassen, und nichts wollen als Gottes Ehr und Gottes Reich. Und wenn du denn da stehst im Namen des Herrn, und aus deinen Augen die Liebe Gottes und die Menschenliebe funkelt in Kraft des heiligen Geistes, wie aus zwei himmlischen Sternen, und wenn dann aus deinem Munde hervorströmt und waltet das Wort Gottes stark wie Feuer, wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert, und schärfer als ein zweischneidiges Schwert in die Seelen dringt: sieh, dann sagen die Leute nicht: „das ist eine schöne Predigt gewesen“, und gehen dann heim und machen es wie sonst auch; sondern es ist ein Schander die Leute angekommen, und viele ein Schrecken, wie wenn es gedonnert hätte, und sie gehen sehr ernsthaft, still und nachdenklich fort. Und viele mögen auf dem Heimweg einander nicht recht ansehen, sondern gehen lieber allein. Und wenn du so predigest im heil. Geist, dann wirst du selber zuweilen tief bewegt in der Predigt, und merkst, daß nicht mehr du es bist, was aus dir spricht, sondern der heil. Geist, und du müchtest ungesehen beten und weinen, und weißt nicht recht, aus Leid oder aus Freud, aus Bangigkeit oder aus Hoffnung! — Sieh, du Pfarrer, oder was du sonst für einen Titel führst, wenn du alle Sonntage so predigen würdest, da würde es nach und nach in deiner Gemeinde zünden und durchbrechen, und es wäre mit dem Reiche Gottes in deiner Gemeinde, wie wenn ein Weib Sauerteig nimmt und unter drei Scheffel Mehls vermengt, bis es ganz durchsäuert ist. Ja, es wird und muß zünden und durchbrechen, wenn du es auch nicht selber erlebst, du wirst es am letzten Gericht noch sehen an der Stellung, an der fröhlichen Miene und den hellen Augen deiner auferstandenen Pfarrkinder. Freilich bringt man es nicht allemal zuweg, mit großer Macht zu predigen, und ist nicht jedem gegeben; auch kann das Evangelium eindringen ohne Donner und Posauenschall, als stille Licht und sanftes Wort, und wirkt doch sehr tief.

Aber eine schwere Sünde wäre es, wenn einer, ohne in Gebet und Nachdenken ernstlich sich vorzubereiten, auf der Kanzel herunterschwächt, was ihm zuerst einfällt, weil er sich auf eine geläufige Zunge verläßt, oder wenn einer in der Stadt oder dem Amtsstädtlein allerlei Schnitzwerk und zierliche Schwenkungen, wie man sie in Romanbüchern oder den Stunden der Andacht liest, vorbrächte, auf daß es den Frauenzimmern in den Ohren wohlthue und sie ihn preisen mögen ob seiner feinen Rede, statt den Armen das Evangelium zu predigen. Thue nicht so und leg es ab, wenn du so gelhan!

(Aus dem „Waterunser“ von Alban Stolz.)

Kirchliche Chronik.

Immer mehr nehmen die Klagen über die Unsitlichkeit und Roheit der mittleren und niederen Stände in Berlin bei Einheimischen und Fremden zu. Aesthetische Seelen nennen zwar unsere Hauptstadt Spreethen, mit mehr Recht aber kann man sie Spreebabel nennen. Seitdem die Königsstadt zur Kaiserresidenz avancirt ist, scheint ein großer Theil der Bevölkerung es für nothwendig zu erachten, die hohe Würde Berlins durch rücksichtsloses, ja schamloses Betragen zu illustriren. Das gehört mit zu der Gestalt einer großen Stadt, welche Paris Konkurrenz machen will, so mögen manche denken, die nicht wissen, daß in der Seinestadt die Volksvergünstigungen meist einen weit harmloseren und anständigeren Charakter haben als in den großen und mittelgroßen Städten Deutschlands. Berlin aber thut es den letzteren weit zuvor. Schon wenn man sich der Stadt auf der Eisenbahn nähert, bekommt man unaufgefordert einen Vorschmack dessen, was auf den Fremden wartet. Da werden von Zeitungsjungen auf den vorletzten Stationen Lokalblätter in die Waggon geworfen, deren Annoncen Aufforderungen zum Besuch vielfacher unsittlicher Lokale frei und frank enthalten. Ja ein berühmtes Tanzlokal sucht sogar dadurch Besucher anzulocken, daß es auf den Vorstationen Eintrittskarten zum halben Preis verkaufen läßt; und dieses Lokal ist nicht der einzige Baalsaal dieser Art, wenigstens ein Duzend derselben öffnet allabendlich seine Thüren. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß auch die Straßenphysiognomie Berlins, selbst in den eleganteren Quartieren, eine sehr zweifelhafte ist. Fragwürdige Gestalten, Bettler mit Frau und Kindern, deren Gesichter in der That nicht von Sanftmuth und Kindlichkeit zeugen, Personen, die ihre Schande offen zur Schau tragen, findet man in Menge gerade auf den belebtesten Promenaden und Straßen, unter den Linden, in der Passage, der Friedrichsstraße und anderen Orten. Ein Franzose, Viktor Tissot, der neuerdings eine Beschreibung seiner Reise nach Deutschland und speciell Berlin veröffentlichte (Voyage au pays des milliards), hat zwar in derselben manche falsche, oft wohl gar böshafte Urtheile über unser Vaterland ausgesprochen, jedoch das, was er über das „unmoralische“ Berlin seinen Landsleuten erzählt, ist leider nur zu wahr. Er erschrickt besonders vor der offenen Zurschaulegung des Unanständigen in den Photographieläden, deren Schaufenster stets von einer Menge Menschen jeden Alters und Geschlechts belagert sind; er liest mit Erstaunen, daß in den berliner Lokalblättern Annoncen der anstößigsten Art in großer Menge Platz

finden. So standen neulich nicht weniger als 67 unsittliche Annoncen in den Sonntagsnummern berliner „liberaler“ Blätter, und das geschieht, nachdem der hamburger Journalistentag den Antrag angenommen, daß es „eine Ehrenpflicht der gesammten Presse sei, schwindelhaftige u. Annoncen und solche, welche die Schamhaftigkeit verletzen, nicht aufzunehmen.“ Sind, muß man da fragen, et va die Beschlüsse des Journalistentages bloße Komödie, oder müssen sie sich der Gewinnsucht der Verleger unterordnen? „Charakteristisch für gewisse Zustände in der Hauptstadt,“ schreibt selbst das liberale „Berl. Tagebl.“ „sind schon seit langen Zeiten die Annoncen in den Zeitungen. Daß Damen nach reichen und galanten Herren sich umsehen; daß Herren, die knapp an Geld sind, reiche ältere Damen kennen lernen wollen, um sie zu unterhalten, ist schon alltäglich. Neu aber erscheinen uns in letzter Zeit die immer häufiger werdenden Anzeigen, daß Beamte, Handwerker u. sich gegen 100—1000 Thlr. bereit erklären, Kinder „im zarten Alter“ an Kindesstatt anzunehmen; ebenso stößt man auf Anzeigen, die kurz und bündig sagen: „Es ist ein Kind von 10 Monaten zu vergeben“ u. dgl. Vielleicht wäre es doch am Plage, wenn unsere Polizei einige Nachforschungen abhielte, um sich zu überzeugen, daß man es mit keiner Engelmacherei zu thun habe.“ Ob die Polizei allein an diesem Unfug schuld ist, scheint uns fragwürdig; würden nicht die sittlich entrüsteten Redaktionen besser daran thun, die Annahme solcher Annoncen überhaupt zu verweigern? Logisch wäre es wenigstens. Auch die Vergnügen der Berliner sind nicht zarter Art. Nicht einmal von einer gesunden sittlichen Anschauung ist noch viel zu spüren. An jedem Abend sind Duzende von obskuren, zum Theil aber sehr elegant ausgestatteten Singspielhallen geöffnet, in denen jeder Zoll eine Unsittlichkeit ist. Die Sängerrinnen nennen sich „Künstlerinnen“ und ahmen in ihrem schandbaren Berufe einem französischen Weibe nach, welches, aus Paris moralisch vertrieben, vor ungefähr zehn Jahren die Kultur der unsittlichen Lieder in Berlin importirt hat. Halsbrechende Akrobatikstücke sind die Augenweide der großen Menge, und dieselbe hat kaum mehr als ein bemitleidendes Lächeln, wenn ein „ungeschickter“ Akrobat verunglückt. Alle diese „Künstler“ oder „Künstlerinnen“ sind gezwungen in jeder neuen Vorstellung gefährlichere „Arbeiten“ zu verrichten, um die stumpfen Nerven des Publikums von neuem anzuregen. „Handelte es sich um einen einzelnen Ausnahmefall,“ schreibt ein berliner Korrespondent der „N. Bad. Landesztg.“ „so wäre darüber kein Wort zu verlieren; aber diese s. g. akrobatischen Leistungen sind seit einem Jahrzehnt und länger die öffentlichen Lieblingsspiele des Berliners und namentlich des „gebildeten“ Berliners. Unsere Kunstsammlungen, unsere Museen, stehen leer; dagegen hat jeder „Künstler“, der die Courage hat, vierzig oder fünfzig Fuß über dem Erdboden am Seil oder Trapez zu „arbeiten“, Aussicht auf ungeheuren Zulauf und Taschen voll Geld. Ist das nun auch nur um einen Gran nützlicher, schöner oder sittlicher als die Gladiatorenkämpfe? Im Gegentheil; hier wie dort kommt gar kein anderes Moment ins Spiel, als der „Genuß“, Willmenschen mit Tod und Teufel va banque spielen zu sehen.“ Dieser „Genuß“, sowie ähnliche Genüsse zeugen von einer Noth der Besinnung und des Charakters, die beispiellos

in Berlin dasieht und sich nicht nur in passiv-zuschauender, sondern auch in handelnder Weise Luft macht. Der Umgangston im Volke ist ein roher; harmloser Scherz ist wenig zu finden; was in Berlin so genannt wird, das ist meistens ein boshafter schadenfroher Streich.

Daß Damen auf offener Straße vielfach von Männern, die nicht etwa jedesmal „betrunken“ sind, belästigt werden, kann jeder aufmerksame Spaziergänger beobachten; daß jetzt aber auch ägende Flüssigkeiten den Passanten von frechen Burschen auf die Kleider gegossen werden, ist neu, wird sich aber wohl mit der Zeit auch einbürgern, ebenso wie die „Messeraffären“, welche oft an einem Abend fünf bis sechs mal stattfinden, ohne daß die Polizei im Stande ist die Brutalität wirksam zu bekämpfen. Diese allgemein um sich greifende Roheit führt naturgemäß zur Ueberhandnahme gemeiner Lasten und Verbrechen. In keiner großen Stadt treiben Taschendiebe (oft noch ganz jugendliche, die von ihren Eltern zu diesem Zweck angeleitet werden), Bauernfänger, Einbrecher und Zuhälter so ungeheuer ihr Spiel wie in Berlin. Die nahen Beziehungen, in welchen, von den Verbrechen noch ganz zu schweigen, die Schwindler und Prostituirten (deren Zahl die neueste Auflage des von Fr. Friedrich herausgegebenen Schriftchens: „Die Verbrechermwelt Berlins“ auf nicht weniger als 84,000 angiebt) zu den Familien der niederen Stände stehen, üben natürlich auch auf die Jugend einen verderblichen Einfluß. Fast wöchentlich kommt es vor, daß halberwachsene Burschen die Kassen ihrer Prinzipale berauben. Ein fünfzehnjähriger Handlungslehrling stahl jüngst seinem Herrn 1000 Mk. und brachte das Geld zum großen Theil mit einer verurtheilten Person bei Eis und Champagner durch. Charakteristisch für die Schamlosigkeit solcher jugendlichen verderbten Gemüther ist auch die Antwort eines Tischlerlehrlings, welcher Arm in Arm mit einer solchen Person eines Abends seinem Meister begegnete, und, als dieser ihn zur Rede stellte, sagte: „Nun, was wollen Sie denn; ich thue den Tag meine Schuldigkeit, und des Abends haben Sie mir gar nichts zu sagen.“ Ständen solche Thatsachen vereinzelt da, so würde man Einzelne zur Verantwortung ziehen; das ist aber nicht der Fall; alle Tage passiert dergleichen, sodaß selbst die Korrespondenten liberaler Blätter sich sehr entrüstet darüber aussprechen. So schreibt ein solcher in der „Vresl. Ztg.“: „Berlin scheint zur hohen Schule aller Canaille geworden zu sein. Es giebt freilich noch sanfte Seelen, die Berlin der Welt preisen als Centralpunkt echt deutscher geistiger Besittung und Vorbild für das gesammte geeinigte Deutschland. Wir lassen den Leuten das Vergnügen dieser Ruhmbrederei, wünschen aber den anderen deutschen Hauptstädten doch Vorsicht im Glauben und Behutsamkeit in Annahme dieses Danaergeschenk.“ Zu dieser Unsittlichkeit, Vergnügungssucht, Brutalität und Irreligiosität kommt nun noch in verhängnißvoller Weise hinzu, daß Berlin an und für sich eine arme Stadt ist und gerade jetzt doppelt unter der herrschenden Geschäftslosigkeit zu leiden hat. Die Erwerbsfähigkeit ist in erschreckender Weise zurückgegangen im ganzen Deutschland, und nicht zum mindesten auch in Berlin, wo wiederum die kleineren Leute, Handwerker u. dgl. hauptsächlich darunter zu leiden haben. An einem Tage leitete der Handelsrichter kürzlich sechs Konkurse dieser Art ein. Aber

wo kein Glaube mehr vorhanden ist, da tragen Noth und Armuth auch in erschreckender Weise zur Demoralisation bei. Ohne Zweifel ist dies auch der Grund, daß die Trunksucht in den letzten Jahren in Berlin so sehr zunimmt. So wurden nach einer aus amtlichen Quellen geschöpften Mittheilung der „Voss. Ztg.“ während des verfloffenen Jahres wegen Trunkenheit, verbunden mit gesekwidrigen Handlungen, 19,000 Personen, worunter 8231 Frauen, und wegen einfacher Trunkenheit 15,746 Personen, worunter 6406 Frauen verhaftet. Die Verwilderung des weibl. Geschlechts ist eines der traurigsten Zeichen der Zeit. Eng zusammen mit der Trunksucht hängt auch die Zunahme der Selbstmorde. In den letzten drei Jahren haben 350 Personen den Tod in den Fluten oder durch Erhängen, Gift, Kohlendunst und Schnittwunden gesucht und meistens gefunden. Außerdem sind 63 Personen vermißt und nicht wieder aufgefunden worden. Solchen Resultaten sittlicher Verkommenheit und schrecklicher Noth gegenüber sollte man meinen, müßte sich selbst den liberalen Kreisen die Ueberzeugung aufdrängen, daß hier allein etwas anderes zu helfen im Stande ist als die so oft und vergeblich schon angerufene Polizei. Aber statt dessen bemüht sich die liberale Presse, und ganz besonders die zahlreichen berliner Witz- resp. Schmutzblätter, alles was nur irgend mit Glaube und Kirche zusammenhängt in den Noth zu ziehen. Ja, es gewinnt fast den Anschein, als wenn sie sich durch die neueste liberale Aera dazu autorisirt glaubten, die Kirche, und vor allem die röm.-katholische für die Entsittlichung des Volkes verantwortlich zu machen. In gemeinsamer Art, welche aber auffallenderweise die Polizei nicht zu beachten scheint, macht sich dieser Haß Luft, wie beispielsweise der folgende Vers zeigen mag, den kürzlich ein berliner Blatt: „Der Humor“ veröffentlichte: „So lange bleibt, daß Gott erbarm! das arme Volk betaumelt, bis an dem letzten Pfaffen-darm, die letzte Nonne baumelt. Dir Herr im Himmel Ehr' und Preis, wenn's bald geschieht! Kyrieleis.“ Und doch hätte die Polizei alle Ursache gegen derartige Ausflüsse der verkommensten Gemeinheit, die durch die blasphemische Hereinziehung des Namens Gottes noch gesteigert wird, mit aller Entschiedenheit vorzugehen; denn wonach hier die jetzt so loyalen Skribenten sich sehnen, das wurde in einer etwas anderen Variation auch schon in den wildesten Tagen des J. 1848 gesungen. Und wer weiß, wozu diese Hesperien noch führen, wenn ihnen nicht bei Zeiten Einhalt gethan wird.

(Luthardt.)

— Ein bemerkenswerther Vorfall hat sich unlängst in dem renitenten Kirchspiel Sch e i m m e r n - Burghofen zugetragen. Hier hatte ein renitenter Bauer seinem schulpflichtigen Sohne verboten, den landeskirchlichen Gottesdienst zu besuchen, und war der Knabe deshalb von dem Lehrer mit körperlicher Züchtigung bestraft worden. Eine Beschwerde der Eltern bei dem Schulvorstande fruchtete nichts; im Gegentheil suchte nun der Lehrer das Kind dadurch zu dem Besuch des landeskirchlichen Gottesdienstes zu zwingen, daß er dasselbe verurtheilte, drei Wochen lang in den Schulstunden auf Einem Beine zu stehen! Erfreulicherweise hat eine Beschwerde bei der Regierung in Kassel wenigstens den Erfolg gehabt, daß dieselbe durch das Landrathsamt zu Gschwege dem Vater mündlich eröffnen ließ, daß zwar der Beschluß des

Schulvorstandes bestehen bleibe, sie aber bei der von ihm eingenommenen kirchl. Stellung einen Zwang gegen seinen Sohn nicht anwenden wolle, und deshalb der Lehrer mit der erforderlichen Weisung versehen worden sei. Ein zweiter Akt, dieser Tragödie aber wird vielleicht noch vor dem Amtsgericht in Wischhausen spielen, da der Knabe seit jener Strafandrohung die Schule nicht besucht hat und die Eltern deshalb wegen Schulverschümmung bestraft werden sollten. Raum hat sich aber die Entrüstung, welche dieser Vorfall allenthalben hervorgerufen, etwas gelegt, so hört man nun schon wieder von einem noch viel unglaublicher klingenden jedoch ebenso begründeten zweiten, der sich diesmal gegen einen renitenten Pfarrer selbst gerichtet hat. Am Sonntag den 5. September wollte der zur Zeit in Kassel wohnhafte renitente und vom Konsistorium für abgesetzt erklärte Pfarrer Thamer sich nach dem benachbarten Dorfe Basse begeben, um, wie er bereits seit Beginn der Renitenz gethan, den sonntäglichen Gottesdienst abzuhalten. Bei dem Eintritt in die Besser Feldflur sieht sich derselbe jedoch plötzlich von zwei Tagelöhnern, deren einer mit einem mächtigen Knüttel bewaffnet ist, aufgehalten, und beide erklären ihm, von dem Ortsvorstand des Dorfes Basse hierher beordert zu sein, um ihm das Betreten der Besser Gemeindegemarkung und des Dorfes selbst mit Gewalt zu verwehren. Als bald erscheint auch der Vicebürgermeister des Dorfes (der ihm zwei Tage vorher schon mit dem Bemerkten, er habe gar kein Amt, er sei kein Pfarrer mehr, sondern nur „der Thamer von Kassel“, das Betreten des Kirchhofes behufs einer Beerdigung untersagt) und bestätigt auf Befragen Thamers, daß er in seiner amtlichen Eigenschaft die Männer hier aufgestellt habe. Zugleich verbot er im Namen des Ortsvorstandes von Basse dem Pfarrer, das Dorf zu betreten, sei es um daselbst Gottesdienst zu halten, sei es um Freunde zu besuchen, unter dem Bedenken, daß, wenn Thamer gleichwol seinen Weg forsetze, er durch die beiden hierzu angestellten Männer werde Gewalt gegen ihn brauchen lassen. Bis zu diesem Augenblicke wollte es der Pfarrer natürlich nicht kommen lassen. Nachdem er daher selbst und einige mittelweil herbeigekehrte renitente Bauern aus Basse wiederholt konstatiert hatten, daß der Vicebürgermeister sein unerhörtes Verfahren als ein amtliches erkläre und vertreten wolle, und nachdem er sich gegen daselbe die nöthigen Schritte bei den Gerichts- und Verwaltungsbehörden vorbehalten hatte, zog er sich zurück, und darf man nun auf die weiteren Folgen dieses beispiellosen Vorkommnisses gespannt sein.

(Luthardt).

Der „Sprecher“ der freireligiösen Gemeinde in Nürnberg, N. Scholl, wird im Oktober nach Heidelberg übersiedeln. Als er vor sieben Jahren zum ersten mal im Saale des Sächsischen Hofes unter dem Beifall einer großen Versammlung seine Grundsätze entwickelte, mochte er sich wohl mit der Hoffnung tragen, aus dieser jubelnden Menschenmasse etwas zu machen. Er hat sich getäuscht. Die nürnbergische Freigeister bringen es nicht einmal zu einer Gemeinschaft des Unzulaubens, sie können bloß über Gott und die Welt raisonnieren.

(Luthardt.)

Zu den jüd. Gemeinden Oldenburgs herrscht große Noth, da man keinen Landrabbiner bekommen kann. Dr. Rippner aus

Börlich hatte erst angenommen, da ihm aber nach seiner Bestätigung durch den Großherzog von seiner bisherigen Gemeinde eine Zulage bewilligt wurde, so lehnte er wieder ab. Jetzt sind wiederum drei Kandidaten in Aussicht genommen, welche in nächster Zeit Wahlpredigten halten sollen, und wie die „Old. Ztg.“ vernimmt, befindet sich unter denselben sogar ein auf dem Seminar in Oldenburg als evang. Lehrer (!) ausgebildeter Oldenburger. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man weiß, welcher Geist unter einem großen Theil der Lehrerschaft herrscht. Haben doch erst in diesen Tagen wieder die Lehrer des östlichen Oldenburg, des Kreis-Dehmenhorst, bei einer Verathung über die „Verhältnisse der oldenburger Lehrer“ die Resolutionen angenommen: „Der Lehrer bedarf zu einem erfreulichen Wirken eines frischen, lebensvollen Geistes und muß daher treue Freundschaft mit der Natur, der Menschheit und einem ernstem Studium schließen. Die Mitglieder des Lehrerstandes, sowohl die einzelnen Lehrer als auch die Lehrerconferenzen dürfen nicht schweigen und ruhen, bis ihre gesellschaftliche und finanzielle Stellung eine der Gegenwart entsprechende geworden ist. Der Lehrerstand muß ernstlich dahin streben, unter Aufsicht von Fachmännern zu kommen, welche auch am grünen Tisch ihn und sein Wirken auf eine den Verhältnissen angemessene Weise vertreten. Die Lokalschulinspektion, so wie sie jetzt ist, muß fortfallen. Die Lehrer müssen dem Zeitgeist, dem wahren Fortschritt huldbigen.“ Hiernach würde wohl auch der eine oder andere dieser modernen Pädagogen kein Bedenken tragen, um „dem Zeitgeist und dem wahren Fortschritt“ zu huldbigen, zur Abwechslung einmal eine Rabbinerstelle anzunehmen. Im übrigen aber möchten wir den Herren rathe, sich doch erst nach den Erfahrungen zu erkundigen, welche ihre auswärtigen Kollegen, die bereits unter der Aufsicht von „Fachmännern“, d. h. von Apothekern, Fabrikanten, Gutsherrn, Schulzen u. s. w. stehen, bis jetzt gemacht haben. Erhalten sie reinen Wein eingeschenkt, so glauben wir, wird ihr Verlangen nach dieser fachmännischen Aufsicht sich nicht nur etwas, sondern sogar sehr bedeutend abkühlen. Doch es ist vielleicht das Beste, wenn sie selbst durch eigenen Schaden klug werden. (Derf.)

Einführung.

Nachdem Herr Pastor G. Lieb, bisher in Deonto, von der ev. luth. St. Pauls-Gemeinde in Ahnapee einen Beruf erhalten und mit Bewilligung seiner Gemeinde angenommen, wurde derselbe Dom. XVII p. Trin., erhaltenem Auftrage gemäß, von dem Unterzeichneten in sein neues Arbeitsfeld eingeführt.

G. Jäger.

Adresse: Rev. G. Lieb, Ahnapee, Wis.

Kirchweihe.

Die neuerbaute ev. luth. St. Matthäus-Kirche in Milwaukee, Ecke von Johnson und Beaubien-Str., soll, so Gott will, am 24. d. M. feierlich eingeweiht werden. Gäste werden zu diesem Feste herzlich willkommen geheißen.

H. Hänecke, Pastor.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoralconferenz des I. Distr. in Minn. versammelt sich, s. G. w., vom 9.—11. Nov. in der Gemeinde des Herrn Pastor Fischer bei Carver.

Statt der bisherigen Lehrverhandlungen über das Ref.: „Die ev. luth. K. die wahre sichtb. Kirche Gottes auf Erden“, werden, wenn es die Conf. genehmigt, Thesen: Vom Unterschied des Geistes und Evangeliums zur Besprechung vorgelegt. Die Glieder der Conferenz, welche nicht verhindert sind zu kommen, sind gebeten sich vorher beim Pastor Isci anzumelden.

F. Kogler.

Conferenz-Anzeige.

Die nordwestliche Conferenz hält ihre Sitzungen, s. G. w., vom 19. bis zum 20. October in Fond du Lac.

S. Haaje.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoral-Conferenz von Milwaukee und Umgegend versammelt sich, s. G. w., am 9. und 10. Nov., Vormittags 9 Uhr beginnend, in der Gemeinde des Herrn Past. Bading zu Milwaukee.

G. K. H. C.

Dringende Bitte.

Die geehrten Abonnenten, welche erst nach Empfang von Nr. 1 und 2 dieses Jahrganges abbestellt haben, werden gebeten, die übrigen Exemplare recht bald an den Unterzeichneten zu senden, damit sie an andere Abonnenten verhandelt werden können.

Th. J. Käfel.

Quittung und Dank.

Durch Hrn. Präses J. S. Siefer, als erste Gabe für den Bau der ev. luth. St. Matthäus-Kirche in Flora, Kenosha Co., Minn., \$25 mit herzlichem Dank erhalten zu haben, bescheinigt im Namen des Vorstandes:

J. J. Hunziker, Herzborn, Kenosha Co., Minn., 27. Sept. 75.

Quittungen.

Für die Anstalt: P. Ph Köhler, Missionsfest-Collecte \$25. — Durch Prof. Ernst von P. Höfs, Missionsfest in Newville \$35. — Durch denselben vom Missionsfest in Freedom \$30. — P. Siegler, Collecte in Sparta \$2. — Durch P. Conrad von P. Dageförde's Missionsfest \$13.45. — P. Goldammer, Kirchencollecte \$6. — P. Hönede von seiner Sonntagsschule \$10, von Fr. Brandt \$1. — Th. Kemnitz \$2.

Für die Baukasse: P. Brodmann, von G. Hildemann, \$5, D und F Kusel \$50, D Kusel sen. \$40, H Nowak und Br. \$25, Joh Zickert \$15, H Wintenwerder \$25. — P. Siegler von Wittwe Edelberg \$6, Wiltz und Heir Edelberg je \$3, Fr Edelberg sen. \$2, W Wagner \$5, Fr Döple \$5, Fr Bergande \$5, Chr Hoffmann \$2, Joh Variels \$1, Dav Kortbein \$2, Kitebringer \$2, Sig \$1, Dav Marlen \$2, Dan Zellmer \$3, Fr Köpke (zweite Zahlung), \$1, Wittwe Pstischer \$2, Alw Kirst (zweite Zahlung), \$5. — P. Wübben, Erntedankfest-Collecte in der Immanuel- und St. Petri-Gem. in Wosel \$5.65; in der Dreieinigkeits-Gemeinde in Town Herman \$23.62. — P. Käfel Haus-Collecte \$17.50. — Fortsetzung von P. Bading's Hauscollecte: Auf Lecher-Runge's Hochzeit gesammelt \$7.61, von Christoph Starke bei Gelegenheit der Hochzeit seiner Tochter \$15, Joh Schmidt \$2, Prestin \$5.65, Brothagen \$1, Chr Bolter \$1, Fr Sälzlow \$15, G J Witt \$1, Leo \$1, Schumann \$1, Fran Schöwe \$1, Fr Wolter \$1, L Harms sen \$1, Yandre \$1, Aug Kelling \$1, Aug Mades \$0.65, H Schulz \$1, W Buske \$1, Hader \$1, G Schulz \$5, G Risch \$1, A Steink \$2, Fr Wäge \$1, J Benfemann \$5, P Tank \$1, Schmeck \$3, Fran Leier \$5, G Thoms \$2, H Kurth \$1, A Wüde \$5.65, Brendemühl \$2, Joh Müller \$10, L Hafemeister \$5, H Bloch \$1, Herrn Krüger \$1, Joh Gaule \$1, J Koch \$2, A Harnik \$3, G Gustmann \$1 Ferd Höft 75 Cts., Fr Dröbe 70 Cts., Fran Köppel \$5, H Hartmann \$1. (Fortsetzung folgt).

R. Adelsberg.

Für das Gem.-Blatt: Die Pastoren: Strube, X, \$9.00, Baarts, X, \$2.10, Hönede, X, \$3, XI, \$1, Kühle, X, \$1, Löber, XI, \$1, G Denninger, X, \$8, Freese, X, \$1.05, Edelmann, X, \$12.20, XI, \$4.50, Steup, XI, \$1, Bading, X, \$14, XI, \$19, Dowidal, XI, \$15, Junter, X, \$16.40, IX, \$2.10, G & Klein, X, \$2.50, Goldammer, X, \$20.

Die Herren: Strehlow, X, XI, \$2.10, Lüsse, XI, \$1.05, R Poppe, IX, X, \$2.

Th. J. Käfel.

Wer sucht einen Lehrer?

Ein empfehlenswerther Lehrer für eine Gemeindegemeinde ist zu erfragen bei Pastor R. Adelsberg, Milwaukee, Wis.

Architekt H. C. Koch

in Milwaukee empfiehlt sich zur Anfertigung von Bauplänen für Kirchen, Schulhäuser u. dgl. Referenzen: Pastoren J. Bading und R. Adelsberg in Milwaukee und Prof. Ernst in Watertown.